

(Nachdruck verboten.)

11) Einer Mutter Sohn.

Roman von Clara Viebig.

Und doch, wenn Schlieben zu Tisch nach Hause kam, an jenen köstlichen Nachmittagen, in denen die Kiefern um sein Haus dufteten und die reine Luft den nach angespannter Arbeit erwachten Appetit noch verstärkte, wenn ihm dann der Junge mit Geschrei entgegentappte, seinen kleinen Bauch klopfend: „Papa — essen — gut meden,“ und Käte sich lachend am Fenster zeigte, dann konnte er sich nicht enthalten, den hungrigen Schreier hoch in die Luft zu schwingen und ihn erst nach einem freundschaftlichen Klaps wieder auf die Füße zu stellen. Er war doch ein famoser Kerl! Und immer bei Appetit. Nun, Gott sei Dank, satt zu essen würde er ja auch immer haben!

Eine gewisse Behäbigkeit kam dabei über den Mann. Was er früher nie so gefühlt hatte: daß ein eignes Heim ein Glück bedeutet — das fühlte er jetzt. Und er empfand die Wohlthat des gesicherten Besitzes, der es gestattet, sich das Leben mit allen möglichen Annehmlichkeiten auszugestalten. Hübsch war das Haus! Aber wenn er es demnächst kaufte, baute er doch noch an, und das Grundstück daneben kaufte er auch noch zu. Es wäre doch höchst fatal, wenn sich da etwa einer einem dicht auf die Nase setzte!

Es war Schlieben seinerzeit schwer geworden, hier draußen Wohnung zu nehmen, nachdem er, so lange er denken konnte, in einer Berliner Stadtwohnung gelebt hatte. Nun aber pries er den Gedanken seiner Frau, hier herauszuziehen, als sehr glücklich. Nicht nur des Kindes wegen! Man hatte selber hier draußen ja einen ganz anderen Genuß seines Heims; man kam viel mehr zum Verweilen eines solchen. Und wie viel gesünder war's — wahrhaftig, der Appetit war kolossal! Man wurde noch der reine Materialist! Und von seinem knurrenden Magen getrieben, folgte Schlieben dem ehlustigen Jungen ins Haus. —

Wolfgang Solheid, genannt Schlieben, bekam die ersten Hosen. Es war ein Fest fürs ganze Haus. Käte ließ ihn heimlich photographieren, denn hübscher hatte nie ein Junge in ersten Hosen ausgesehen. Und sie stellte ihrem Manne das Bild des noch nicht Dreijährigen — weiße Hosen, weißer Faltenfittel, Pferdchen im Arm, Peitsche in der Hand — von einem Rosenfranz umgeben, in die Mitte seines Geburtstags-tisches. Das war ja unter all den vielen Geschenken das beste, was sie ihm geben konnte. Wie kräftig Wölfchen war. Hier auf dem Bilde sah man's erst: so groß wie ein Vierjähriger! Und trotzig sah er aus, unternehmend wie ein Fünfjähriger, der schon an Streit mit anderen Bubens denkt.

Glückselig wies die Frau dem Manne das Bild, und ein solches Leuchten war dabei in ihren Augen, daß er sich innig freute. Er dankte ihr, sie küßte, viele Male für diese Ueberraschung: ja, dieses Bild sollte neben dem ihren auf seinem Schreibtisch stehen! Und dann schäferkten sie beide mit dem Knaben, der sich in seinen ersten Hosen, die ihm noch unbequem waren, ungebärdig über den Teppich wälzte.

Schlieben konnte sich nicht entfinnen, je seinen Geburtstag so angenehm verlebt zu haben wie dieses Mal. Es war so viel Heiterkeit um ihn, so viel Freude. Und wenn auch Wolf schon am Mittag die ersten Hosen zerrissen hatte — wie und wo war der bestürzten Wärterin ganz unbegreiflich —, so störte das den Festtag nicht, im Gegenteil, das Lachen wurde noch heller. „Zerreiße Hosen, mein Junge, zerreiße,“ flüsterte die Mutter lächelnd in sich hinein, als ihr der Schaden gezeigt wurde, „sei Du nur froh und stark!“

Am Abend war Gesellschaft. Die Fenster der hübschen Villa waren hell erleuchtet, und im Garten war italienische Nacht. Da war die Luft; unbeweglich breiteten die Kiefern ihre Äste unterm Sternenhimmel, und großen Glühwürmern gleich schimmerten bunte Lampen in Büschen und Raubgängen.

Im Oberstod der Villa, im einzigen nicht hell beleuchteten, nur von einer Milchglasampel matt beschienen, durch dicke

Borhänge und Jalousien still gehaltenen Gemach, lag Wölfchen und schlief. Aber unten ließ man ihn leben.

An der Festtafel war der Hausherr schon betastet worden und dann seine liebenswürdige Gattin — mit was konnte man den Gefeierten nun noch mehr feiern, als daß man den Jungen leben ließ, seinen Jungen?

Der Geheime Sanitätsrat Hofmann, der erprobte Arzt und langjährige Freund des Hauses, bat sich das Vorrecht aus, diese paar Worte sprechen zu dürfen. Er als Arzt, als Berater in mancher Stunde, er wußte ja am besten zu sagen, woran es hier noch gemangelt hatte. Alles war dagewesen: Liebe und innigstes Verstehen und auch das äußere Glück, aber — hier machte er eine kleine Pause und nickte der ihm gegenüberstehenden Frau des Hauses freundlich-verständnisinnig zu — das Kinderlachen hatte gefehlt! Und nun war auch das da!

„Kinderlachen — o du Erlösung!“ rief er und zwinkerte, und eine Rührung kam dabei in seine Stimme, denn er gedachte auch seiner eigenen drei, die freilich jetzt schon selbständig draußen im Leben ihren Weg gingen; aber ihr Lachen, das klang ihm noch immer in Herz und Ohr.

„Kein Kind — kein Glück! Aber ein Kind — ein Glück, ein großes Glück! Und hier zumal! Denn meine Doktoraugen haben sich noch kaum je an einem prächtigeren Brustkasten, an einem famoser entwickelten Schädel, an strammern Beinen und blankeren Augen geweidet. Alle Sinne sind scharf; der Junge hört wie ein Luchs, sieht wie ein Falke, wittert wie ein Hirsch, fühlt — nun, ich habe mir sagen lassen, daß er schon auf die leiseste Berührung seiner Kehrlaute lebhaft reagiert. Nur der Geschmack ist bis jetzt nicht in gleichem Grade fein entwickelt — der Junge ist alles! Aber dies wiederum ist mir ein neuer Beweis seiner besonderen körperlichen Bevorzugung, denn, verehrte Anwesende —“ hier kniff der Doktor scherzweise blinzelnd das eine Auge zu — „wer von Ihnen spräche nicht mit mir: ein guter Magen, der alles verträgt, ist die größte Lebensmitgabe einer gütigen Vorsehung! Der Junge ist ein Glückskind. Ein Glückskind im doppelten Sinne des Wortes, denn nicht nur ist er selber alles Glückes voll, nein, das Glück ist auch bei denen, die um ihn sind, durch ihn eingefeiert. Hier, unsere liebe Frau, haben wir sie je früher so gesehen? So jung mit den Jungen, so froh mit den Frohen! Und hier, unser verehrter Freund — 's ist wahrhaftig nicht, als hätte der heute die Mitte der Vierzig erklommen — der steckt ja voll von Tatkraft, von Plänen und Unternehmungen wie einer mit zwanzig! Und hat dabei die schöne Ruhe, die behagliche Gesättigtigkeit des glücklichen Hausvaters. Und das macht alles, alles der Glücksjunge! Darum, Dank sei der Stunde, die ihn bescherte, dem Winde, der ihn hergetragen hat! Woher —?!“

Der Doktor, der eine kleine, boshafte Ader hatte, machte jetzt geflissentlich eine kleine Pause, räusperte sich und zupfte an seiner Weste, sah er doch so manches neugierige Auge erwartungsvoll auf sich gerichtet. Aber er sah auch den rohen, betroffenen Blick, den das Ehepaar miteinander tauschte, sah, daß Käte erblaßt war und ängstlich, fast flehend an seinen Rippen hing, und so fuhr er geschwind mit einem gutmütig einlenkenden Lachen fort: „Woher, meine Damen — nur Geduld! Das will ich Ihnen schon sagen: vom Himmel ist er gefallen! Wie die Sternschnuppe fällt in der Sommernacht. Und unsere liebe Frau, die jaust spazieren ging, hat ihre Schürze aufgehalten und hat ihn sich heimgetragen in ihr Haus. So ist er denn der Stern dieses Hauses geworden, und wir alle und ich ganz besonders — wenn ich nun auch als Arzt hier überflüssig geworden bin — freuen uns seiner, ohne zu fragen, woher er uns ward. Alle gute Gabe kommt von oben, das haben wir schon in der Jugend gelernt — darum: auf das Wohl dessen, der unseren Freunden vom Himmel gefallen ist!“

Der Doktor war ernst geworden, es war eine gewisse Feierlichkeit darin, wie er jetzt seinen Champagnerkelch hob und ihn austrank bis zur Neige: „Profit Neß! Auf das Wohl des Kindes, des Sohnes dieses Hauses! Der Glücksjunge, er wachse, blühe und gedeihe!“

Die schön geschliffenen Gläser klangen melodisch hell aneinander. Es war ein Schwirren, ein Lachen, ein Hochrufen an der Festtafel, daß der kleine Junge oben in seinem Bettchen sich unruhig hin und her zu wälzen begann. Er murmelte unzufrieden im Schlaf, warf die Rippen auf und zog die Stirn kraus zwischen den kleinen Brauen.

Unten rüdten die Stühle. Man war aufgestanden, ging zu den Eltern hin und drückte ihnen, gleichsam gratulierend, die Hand. Das hatte Hofmann wirklich hübsch gemacht, wirklich freudig nett! Der kleine Kerl war aber auch allerliebste! Alle anwesenden Frauen waren sich darin einig, selten ein so hübsches Kind gesehen zu haben.

Rätes Herz, das bei dem Toast anfänglich ein wenig bang geklopft hatte — der gute Doktor würde doch angeregt durch ein gutes Glas Wein und ein gutes Diner, nichts ausplaudern von dem, was man nur ihm und dem Anwalt anvertraut hatte?! — klopfte jetzt in einer lebhaften Empfindung von Glück. Ihre Augen suchten ihren Mann und sandten ihm heimlich zärtliche, dankerfüllte Blicke. Und dann ging sie zu dem alten Freund hin und dankte ihm „für all die guten, lieben Worte“. „Auch in Wölschens Namen,“ sagte sie herzlich weich.

„Also hab' ich's doch recht gemacht? Na, das freut mich!“ Der Freund zog ihren Arm in den seinen und ging ein wenig abseits von den übrigen mit ihr auf und ab. „Ich sah es, liebe Frau, Sie waren ängstlich, als ich von des Jungen Herkunft anfang. Was denken Sie denn von mir?! Aber es geschah mit Absicht, längst habe ich auf die Gelegenheit gebrannt. Glauben Sie mir, wenn ich jedesmal einen Taler kriegte, so oft ich nach des Jungen Herkunft — sei's offen oder hinterherum — ausgefragt werden soll, ich wäre jetzt schon ein vermöglicher Mann. Ueber manche Frage habe ich mich geärgert; das heut war die Antwort darauf. Hoffentlich haben sie sie verstanden! Sie sollen künftig ihre Vermutungen für sich behalten!“

„Vermutungen —?!“ Räte zog die Augenbrauen zusammen und drückte des Arztes Arm. Was vermuteten die Leute — wußten sie schon etwas, ahnten sie das Denn? Eine plötzliche Angst fiel sie an. Mit Blitzesschnelle tauchten Bilder vor ihr auf — hier mitten im festlich hellen Raum — dunkle Bilder, von denen sie nichts mehr wissen wollte.

„Um Gottes willen,“ sagte sie leise, und ein Zittern war in ihrer Stimme. Wenn die Leute erst etwas wußten, o dann — sie sprach es nicht aus, die plötzliche Angst schnürte ihr die Kehle zusammen — dann würde man die Vergangenheit nicht los! Dann kam die und verlangte ihr Recht und war nicht mehr abzuschütteln! „Glauben Sie,“ flüsterte sie stotternd, „glauben Sie — daß man — das Richtige — vermutet?“

„I wo, keine Spur!“ Hofmann lachte, wurde aber dann gleich ernsthaft. „Lassen wir doch die Leute und ihre Vermutungen, liebe Frau!“ O weh, da hatte er sich auf ein heißes Thema eingelassen — ihm wurde ganz heiß — wenn sie wußte, daß man ihrem Paul, dem treuesten aller Ehemänner, eine ganz besondere Verpflichtung gegen das Kind zuschrieb?!

„Vermutungen — ach, was vermutet man denn?“ Sie drängte ihn, ihre Augen forschten angstvoll.

„Unsinn,“ sagte er kurz. „Was wollen Sie sich darum kümmern?! Aber das habe ich Ihnen und Ihrem Gatten ja gleich gesagt: wenn Sie ein solches Geheimnis aus des Knaben Herkunft machen, wird viel daran herumgedenkt werden. Nun, Sie haben es ja nicht anders gewollt!“

„Nein!“ Und die Augen schließend, schauerte Räte leicht zusammen. „Er ist unser Kind — nur unser Kind —“ sagte sie mit einer seltenen Härte im Ton. „Und etwas anderes existiert nicht!“

Kopfschüttelnd und fragend sah er sie an, betroffen über ihren Ton.

Da stieß sie hervor: „Ich habe Angst!“ Er fühlte, wie die Hand, die auf seinem Arm lag, leise bebte.

Mitten in der Heiterkeit des Abends war es auf Rätes Freude wie eine Lähmung gefallen. Sie wurde fiel nach dem kleinen Wolf gefragt — das war so natürlich, man zeigte ihr durch diese Fragen freundschaftliches Interesse — und man beobachtete sie dabei im stillen: ganz großartig, wie sie sich benahm! Man hätte der zarten Frau kaum solchen Heroismus zugetraut. Wie sehr mußte sie ihren Mann lieben, daß sie sein Kind — denn der Knabe mußte ja sein Kind sein, die Ähnlichkeit war zu augenfällig, ganz genau derselbe Gesichtsschnitt, das gleiche dunkle Haar — dieses Kind seiner schwachen

Stunde an ihr Herz nahm, ohne Groll, ohne Eifersucht. Sie, die Kinderlose, das Kind einer anderen! Das war großartig! Das begriff man denn doch nicht ganz.

Und Räte empfand instinktiv, daß in den Fragen, die man an sie richtete, etwas versteckt lag — war es Bewunderung oder Mitleid, Zustimmung oder Mißbilligung? — etwas, das man nicht fassen, nicht einmal nennen konnte, nur argwöhnen. Und das machte sie befangen. So gab sie auf freundliche Fragen nach Wölschen nur zurückhaltende Antworten, war knapp in der Erzählung, kühl im Ton und konnte doch ein heimliches Vibrieren ihrer Stimme nicht hindern. Das waren die zärtliche Freude, der Mutterstolz, die sich nicht unterdrücken ließen, die Wärme ihres Gefühls, die ihrer Stimme den verborgenen Unterton der Erregung liehen. Andere nahmens für eine ganz andere Erregung.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Pfeiferkönigreiche.

Bei den germanischen Volksstämmen des frühesten Mittelalters stand der Spielmann und der Sänger zwar auch schon in der Hauptsache außerhalb des geltenden Stammes- und Massenrechtes, das sich ja auf Wasserpflicht und Grundbesitz aufbaute, war damit aber noch keineswegs rechtlos. Der Spielmann als solcher genoss sogar noch einen besonderen Frieden. Aber schon zur Zeit der Abfassung des Sachsenspiegels hatte sich die soziale Stellung der Spielleute derart verschlechtert, daß deren Mehrzahl um ihres Gewerbes willen überhaupt außerhalb jeder Rechtsordnung und jeden Rechtsschutzes standen. „Lotterpaffen mit langem har ond spilüt han keynen frid“ heißt es im Regensburger Landfrieden von 1281. Im Sachsenspiegel ist die Rechtslosigkeit der Spielleute eine derartig vollkommene, daß ihnen bei Verletzung von Leib und Leben niemals eine wirkliche, sondern nur eine scheinbare Buße zugebilligt wird. „Spillüten ond allen denen, dy got fuer ere nement, den git man ainz mannes schatten vor der sonnen“. Das hieß, der verletzte oder geschädigte Spielmann durfte sich an einem Feind oder Zeinde nur derart rächen, daß er den Schatten, den sein Gegner an eine sonnenbeschienene Wand warf, „an den hals slaßn“ durfte. Das gotländische Recht gestattete dem Erben eines erschlagenen Spielmanns nur dann eine volle Buße, wenn er es vermochte, eine junge ungezähmte Kuh, die einen Hügel hinabgepeitscht wird, mit fettigem Handschuhe am Schwanz zurückzuführen.

Selbst die Kirche, die sich sonst im 12./13. Jahrhundert gern tolerant zeigte, stellte sich feindlich gegen die Spielleute und verweigerte ihnen Kirchenbesuch und Abendmahl.

So, vollständig außerhalb von Recht und Gesetz stehend, zwangen die Verhältnisse ganz von selbst die Spielleute zu engerem Zusammenschlusse und zur Organisation, wollten sie nur einigermaßen dem Druck und dem Unrechte, mit dem man sie belästete, ein Gegengewicht bieten. In den einzelnen Landesteilen des mittelalterlichen Deutschlands mochten daher derartige Organisationen, die später den Namen der Pfeiferkönigreiche erhielten, lange Jahrzehnte hindurch im Geheimen existiert haben, ehe die Geschichte von ihrem Dasein Kenntnis nahm, und der mittelalterliche Staat gezwungen war, sich in irgend einer Weise mit dem Bestehenden abzufinden. Dies geschah erstmalig unter Kaiser Karl IV. Dieser gab den „varenden liden“ 1355 zu Mainz ein neues Wappen und sanktionierte ihre Organisation, indem er einen „König der Spielleute“ ernannte. Dieser erste Pfeiferkönig, der Reichspfeiferkönig mit dem stolzen Titel „Rex omnium histrionum“ war Johannes der Fiedler. Mit dieser neugebenedeten Würde waren für den König manche Vorrechte verbunden. Alle seinem Gewerbe Angehörigen sollten ihm gehorchen, ihm eine kleine Abgabe zahlen, und er selbst erhielt das Recht, alle Gaben, die er empfangen, was es auch sei, Pferde, Kleider, Schmuck usw., überall im Reiche frei verkaufen zu dürfen.

Von dem Kaiser als erstem Schutzherrn kam später der Schutz der Spielleute als Pfeiferkönigreiche durch Lehen oder sonstige in die Hände einzelner Landesfürsten oder Territorialherren. So armseelig auch die wirtschaftliche Lage dieser Spielleute immer sein mochte, die mittelalterliche Gerichts- und Steuermaschinerie verstand selbst von diesen Leuten noch soviel herauszupressen, daß ein solches Lehen sich lohnen mochte. Und so finden sich denn besonders im Süden Deutschlands, wo die Spielleute an sich zahlreich sein mochten, mehrere derartige Pfeiferkönigreiche. Im Jahre 1385 errichtete Adolf, Erzbischof von Mainz, für sein ganzes Erzbistum ein solches Königreich und ernannte zum ersten „Könige“ desselben seinen Pfeifer Brachte. Auch in den freien Städten bildeten sich Pfeiferkönigreiche resp. Bruderschaften, z. B. in Straßburg. In der Schweiz bestand ein Pfeiferkönigreich zu Aynach, zu Zürich gehörig, ein anderes in Luzern und ein drittes zu Uznach im Toggenburgischen. Am betamtesten ist wohl dasjenige im Elsaß, das die Herren von Rappoltstein zu Rappoltweiler zu Lehen trugen und das im Jahre 1400 zum erstenmal erwähnt wird. In diesem Jahre übertrug Schmagmann von Rappoltstein das Amt seines Königreiches fahrender Leute seinem Pfeifer Henselin, nachdem Heintmann Germer, der Pfeifer, das Amt krankheits halber niedergelegt hatte.

Mit der Anerkennung ihrer Organisation verband sich für die Spielleute gar bald eine merklliche Besserung ihrer sozialen und rechtlichen Stellung. Sie hatten doch jetzt wenigstens jemand, der sich bei gar zu groben Uebergriffen ihrer annehmen und sie schützen mußte, es gab doch wieder Ortschaften im großen Reiche, wo sie heimats- und rechtsberechtigt waren. Natürlich strömten in diesen Pfeiferkönigreichen, um eben dieser Heimats- und Schutzberechtigung willen, die Spielleute von nah und fern zusammen. Das Königreich von Nappolstein z. B. schwoß bald derartig an, daß sich die Bruderschaft in drei Kreise teilen mußte, weil ein Ort die Zahl der Angehörigen nicht zu fassen vermochte. Bei einer 1745 vorgenommenen Zählung befanden sich dort in der oberen Bruderschaft 161, in der mittleren 190, in der unteren aber 400 Mitglieder. 731 Spielleute auf einen Bezirk, der zwar vom Hauenstein an bis zum Hagenauer Forste und von der Höhe des Wasganes bis zum Rheine reichte, wäre auch unter heutigen Verhältnissen noch eine außerordentlich große Zahl.

Die Schutzherrn scheinen sich ihrer Schutzbefohlenen in Wirklichkeit auch angenommen zu haben. Wie diese ihre Stellung aufsaßen, zeigt uns Zürich. 1480 verließ dieses das Pfeiferkönigreich zu Nuburg in ihren Gebieten und Gerichten dem Ulman Meyer von Bremgarten. In dem Verleihungsbriefe heißt es da: „bestetten ihn daran als einen rechten König der Pfiffer und barenden Ritt, also daß er und sin Marschall das König Reich hinfür als bisher mit allen Wirden und Eren, allen Freiheiten, Nechtungen und guten gewohnheiten, als das von alters herkommen ist, inhalten und haben soll, von aller Mänglichem ungesumt und ungehindert“. Der neue Pfeiferkönig mußte dabei dem Bürgermeister von Zürich geloben, bei seiner Treu an Eidesstatt, einem jeglichen Bürgermeister und Rat der Stadt gehorsam, getreu, gewärtig und des Königreiches verbunden zu sein. Dafür wird dem neuen Pfeiferkönig ein Schutzbrief ausgestellt, in dem alle Fürsten, Grafen, Herren, Freie, Ritter, Knechte, Bögte, Bürgermeister und Räte, denen der Brief gezeigt wird, gebeten werden, den König Ulman Meyer und seinen Marschall gütlich zu empfangen, ihn schützen, schützen und fördern zu wollen.

Auch die Kirche stellte sich wieder feindlicher zu den Spielern. Das Pfeiferkönigreich zu Uznach wurde 1407 schon als geistliche Bruderschaft der „sarend Ritt, Siger und Pfiffer“ gestiftet. Im Stiftungsbriefe, vom Grafen von Toggenburg besiegelt, wurde die Kirche zum heiligen Kreuz als Versammlungsort bestimmt, wo alljährlich die Brüder einmal entreffen und für ihre gestorbenen Mitbrüder eine Jahresmesse begeben sollten. Jedes Mitglied trug als Zeichen ein kleines silbernes Kreuz, welches nach seinem Tode der Bruderschaft in der Kirche wieder übergeben werden mußte. 1458 erlangten dann auch die Pauer und Musikanten des Bistums Straßburg und Konstanz die Wiederbenutzung des Abendmahls und gründeten zu Stuttgart eine Bruderschaft. Doch mußten sie sich verpflichten, vor und nach dem Gewisse des Abendmahls sich je fünf Tage ihres Gewerbes zu enthalten. 1480 setzten dann auch nach 19-jährigen Bemühungen die Nappolsteiner die Aufhebung des kirchlichen Bannes für ihr Königreich durch, und die Pfeifer bildeten nunmehr die Bruderschaft der mater dolorosa zu Dusenbach. Wie die Toggenburger trugen auch die Nappolsteiner ihre Schutzpatronin an einer silbernen Denkmünze, und jedes Mitglied mußte an deren Jahresmesse unbedingt teilnehmen. Als die Religionspaltungen eingetreten, die Nappolsteiner selbst protestantisch geworden waren, wurde immer noch mit der gleichen Strenge und Hartnäckigkeit an dieser Vorschrift festgehalten. So wurden 1751 die reformierten Mitglieder des Pfeiferkönigreiches unter Bedrohung der körperlichen Nüchternung gezwungen, der Messe am Pfeifertage beizuwohnen und sich bei der Erhebung der Hostie auf die Knie niederzulassen.

Die wirtschaftlichen Zwecke eines solchen Pfeiferkönigreiches deuten sich durchaus mit den damals in allen sonstigen Gewerben üblichen und hatten den ausschließlichen Zweck, den Mitgliedern eines Königreiches innerhalb dessen Ausdehnungsbezirk das Monopol der Ausübung der Musik zu sichern. Jeder Spielmann, der nicht Mitglied des Königreiches war, wurde als Vöndhase verfolgt, seines Instruments beraubt und obendrein mit einer Strafe belegt. Die Straßburger Bruderschaft der Spielleute „zur Kronen“, deren Königreich sich vier Meilen rings um Straßburg erstreckte, bedrohten neben der Konfiskation des Instruments jeden Vöndhasen zum erstenmal mit einer Strafe von 1/2, zum zweitenmal mit einer solchen von 1/2 und zuletzt mit 1 Pfund Wachs.

Auch die übrigen Einrichtungen lehnten sich ganz an die damals üblichen Zunftgebräuche an. Bei den Nappolsteineren mußte bei dem Eintritt in die Bruderschaft Eintrittsgeld gezahlt und eine Lehrzeit, für das Land 1, für die Stadt 2 Jahre nachgewiesen werden. Die Mitglieder sollten einander weder Kunden noch Lehrlinge abwendig machen, zu Festen und Hochzeiten, zu denen sie nicht ausdrücklich geladen, nicht erscheinen. Auch sollte keiner an die Stelle eines früher bestellten Mitbruders treten, ehe demselben der bedungene Lohn ausgezahlt worden. Wollte aber ein Jude die Dienste der Spielleute gebrauchen, so sollte diesem der unverkürzte Preis von 1 Goldgulden abgenommen werden pro Person. Gleich den übrigen Handwerken zeigen auch die Pfeiferkönigreiche den gleichen Gang zur Abschließung und Verknöcherung. Verlangten doch 1606 die Nappolsteiner für die Aufnahme in die Bruderschaft die stedenlose, eheliche Geburt.

Die Pfeiferkönige wurden wohl überall von den jeweiligen

Schutzherrn direkt ernannt, die Marschälle und sonstigen Beamten aber von den Mitgliedern gewählt. Zu Nappolsteineren standen neben dem Könige vier Meister, darunter der Fähndrich, zu denen die auch bei den übrigen Gewerben üblichen Zwölfer mit dem Weibel traten.

Der Nappolsteiner Pfeiferkönig mit seinen Beigeordneten führte nicht nur die Gewerbeaufsicht in seinem Königreiche, sondern war auch Richter in allen zwischen den Pfeiferbrüdern schwebenden Streitigkeiten. Alle Geldstrafen, und bei der Menge der Pfeifer und Spielleute mochten diese einen ganz anständigen Betrag im Jahre ausmachen, fielen an den Schutzherrn, der später, um den Vorn der Strafgeder recht reichlich am Fliesen zu erhalten, dem König jährlich 100 Livres zahlte. Von dem Pfeifergericht ging bis 1669 eine Appellation nur an das herrschaftliche Gericht zu Nappolsteineren, von da an, nachdem das Elsass französisch geworden, bei Appellationen über 10 Livres an die königlichen Gerichte.

Auch für den Pfeiferkönig selbst fiel manch blanker Vagen aus seinem Königreiche ab. Bis 1494 mußte jedes Mitglied der Nappolsteiner Bruderschaft dem König am St. Jakobstag „jentlich dienen und geben ungerichtlich ein hun ond ein fester haben“. Von da ab stieg die Abgabe bis auf 2/3, Hafer, der 1460 in Geld, und zwar 2 Basler Plapparte umgewandelt wurde. Zu dem kam außer den 100 Livres vom Schutzherrn noch der Anteil des Königs an den Erbgefällen der verstorbenen Brüder. Denn bei jedem Todesfall fiel die silberne Denkmünze und das beste Instrument des Verstorbenen zur Hälfte an die Bruderschaft, zur Hälfte an den König. Bei den alljährlich stattfindenden Pfeifertagen, die mit großem Pomp gefeiert wurden, und bei welchen der König eine kleine vergoldete Krone auf dem Gute trug, war der König beim anschließenden Mahle geschfrei, durfte auch zwei Gäste mitbringen, während die vier Meister nur halbe Beche zahlten.

An den Kompetenzen des Nappolsteiner Pfeiferkönigreiches änderte auch der Uebergang des Elssasses an Frankreich nichts. Im Gegenteil, Frankreich wachte mit großer Eifer such über die Einhaltung der alten Gebräuche und bedrohte jede Verletzung der alten Privilegien mit Geldstrafen. 1669 befaß Ludwig XIV. bei 300 Livres den Amtleuten und Beamten, die Spielleute zur strengen Beobachtung der Pfeiferstatuten anzuhalten und alle vom Pfeifergericht ausgesprochenen Urteile umgehend zu vollstrecken. Ja, 1747 wurde jedes Vergehen außer den von der Bruderschaft selbst festgesetzten Strafen von Staats wegen mit 10 Livres Buße für jeden Uebertretungsfall bedroht.

Deswegen blieb auch das Pfeiferkönigreich zu Nappolstein bis 1789 bestehen, während alle anderen längst aus der Geschichte verschwunden waren. Das letzte Mitglied jenes Königreiches starb 1838 zu Straßburg. —

A. A. d. 6.

Kleines feuilleton.

— Die „Gusholte“ von Emden. Der „Frankf. Zig.“ wird geschrieben: In den Sammlungen der Emden „Kunst“ befindet sich eine eigenartige Reliquie in Verwahrung: zwei lange, schwarze Bretter mit nichts als Zahlen, und diese Zahlen geben von 1665 bis 1668, also beinahe drei Jahrhunderte lang, an, wieviel Särge in Emden Jahr um Jahr gebaut wurden. Es handelte sich dabei um ein eigenartiges, wahrscheinlich noch in die Klosterzeit (vor 1561) zurückgehendes Privileg, wonach in Emden Särge nur von dem sogenannten Gasthause des Klosters geliefert werden durften, bis dem die Einführung der Gewerbefreiheit ein Ende machte. Daß man über den Ursprung dieses seltenen Monopols nichts weiß, liegt daran, daß die letzten Mönche des betreffenden 1317 von Franziskanern gegründeten, später der Reize nach auch noch von Minderbrüdern, Sudenten und Oberbanten bewohnten Klosters bei dessen Auflösung (1561) alle ihre Bücher mit fortnahmen; ausgenommen waren allein die Schiffszimmerleute, die gar manchesmal weit draußen auf See eine „Dodekiste“ zusammenschlagen und einen „int holt legen“ mußten, und die Juden. Den Anlaß zu jener merkwürdigen Statistik gab das große Sterben im Jahre 1665, in dem allein 5518 Särge (oder, wie es früher hieß „Gusholte“) gebraucht wurden; die wenigsten (180) wurden 1851 benötigt. Der Name „Gusholt“, für den heutzutage in Ostfriesland meist Dodekiste oder Totenlade gesagt wird, geht darauf zurück, daß es hierzulande üblich war, und hier und da jetzt noch ist, daß Bauern und Bürger auf ihren Wöden eine Anzahl für einen Sarg zurecht geschnittene Eichendretter liegen hatten: Rauholt (Ruhholz), oder Rotholt, um rasch einen Sarg zusammen zu zimmern, wenn es damit „Rot“ oder Eile hatte. „Gusholt“ bedeutet also das Holz, das jeder bei sich zu Hause bereit hat. Das Holz hieß auch Dodeholt und heute noch sagt man für einsargen: einen „int holt“ oder „in de Kiste“ legen.

kh. Die modernen Apachen. Was ist aus den Apachen geworden, jenem Indianerstamm, von dessen unerzähllicher Kampflust und Grausamkeit wir alle bei Cooper gelesen haben? Noch heute leben etwa 2000 Apachen in dem von der amerikanischen Regierung ihnen zugewiesenen Reservatgebiet; aber die Zeiten des „Kriegspades“ sind längst vorüber, und wenn auch noch etwas von dem alten Geist der Väter in ihnen lebt, sie haben sich der Ordnung

der Zivilisation fügen, sie haben Ackerbau und andere friedliche Beschäftigung lernen müssen, und sie machen sogar recht schnelle Fortschritte in der Gewöhnung an die neue Lebensform. Ein interessantes Völkchen sind sie jedoch immer noch geblieben, und ihr Charakterbild, das E. S. Curtis im Maiheft von „Scribners Magazine“ entwirft, enthält manchen eigenartigen Zug. Jahrhunderte lang, von 1540 bis 1858, hatten die Spanier und Mexikaner einen grausamen und doch wenig erfolgreichen Krieg gegen diese „Apachen“ — d. h. „Jedermanns Feind“ — geführt, als die Vereinigten Staaten ihr Gebiet übernahmen, und General Croot mit der Lösung der „Apachenfrage“ betrauten. Dieser ließ die Häuptlinge in sein Lager entbieten und erklärte ihnen: „Ich bin hierhergekommen, dem Kampfe ein Ende zu machen. Wer den Frieden will, der komme in das Land, das euch vorbehalten ist; ich will euch helfen, Farmen zu begründen, und die Regierung wird Korn und Heu von euch kaufen und eure Arbeit bezahlen. Wer aber weiter kämpfen und stehlen will, der kehre in seine Berge zurück; er wisse jedoch, daß ich Krieg gegen ihn führen werde, bis er sich ergibt, oder bis der Letzte gefallen ist. Ich werde durchführen, was ich gesagt habe, darauf könnt ihr euch verlassen.“ Den Häuptlingen wurde es klar, daß hier ein neuer Mann zu ihnen sprach, und es traten so viele kräftige junge Leute zu ihm über, daß er die Apachen mit ihren eigenen Landsleuten bekämpfen konnte. In kaum zwei Jahren waren sie besiegt, das Land wurde angebauet, Gräben zur Bewässerung wurden gezogen und neue Heimstätten errichtet. Brach auch im Jahre 1882 noch einmal ein Aufstand aus, so war die Apachenfrage doch im wesentlichen gelöst. Heute sind die etwa 2000 Indianer dieses Stammes auf ein Reservatgebiet von 2 Millionen Acres verteilt, und sie verfügen über 2000 Acres Ackerland, das an den Flüssen White River, Cibicu, Carrizo, Wovito und Kürby Creek liegt und zum größeren Teile bereits angebauet ist. Dort haben sie ihre Heimstätten, „Congueh“ genannt, die aus Fachwerk von Pfählen errichtet und mit Gras gedeckt sind. Durch die lose aufgelegte Decke steigt der Rauch der Lagerfeuer unbehindert auf; aber ebenso dringen Regen und Schnee leicht ein. Noch immer rührt sich in dem Apachen das alte Nomadenblut, und die Familie hat viele Heimstätten, überall dort, wo sie gerade eine Braucht. Nichts ist dem Apachen lieber als das Herumziehen. „Warum soll man die ganze Zeit an einer Stelle wohnen, da es doch so viele schöne Plätze zum Leben gibt?“ meint er. Freilich ist das Gebiet, über das sich seine Wanderungen erstrecken, nicht entfernt mehr so groß als in früheren Zeiten, wo es die Berge des ganzen südöstlichen Arizona umfaßte. Der Charakter dieser Nomadenjöhne ist eine merkwürdige Mischung von Wildheit, Mut, Verschlagenheit und Sanftmut und Zärtlichkeit gegen die Familie, besonders gegen die Kinder. Furcht kennt er nicht, und der Tod hat für ihn keine Schreden. Stirbt ihm ein Freund, so ist seine Trauer so tief, daß oft ein Apache, den dieser Verlust betroffen, Selbstmord begeht, weil er seinem „Bruder“ in die ewigen Gefilde folgen will. General Croot, der die Apachen kannte wie kaum ein anderer Weißer, sagte von ihnen, sie verbanden die Instinctsicherheit des Tieres, die Wildheit und Verschlagenheit des Tigers mit der Einsicht und Logik des zivilisierten Menschen. Obwohl noch heute, wenn ein Mann in ihrem Gebiet getötet wurde, die amerikanischen Zeitungen unweigerlich berichten: „Er verlor seinen Stalp“, so ist doch gerade von den Apachen zu sagen, daß sie die Opfer, die in ihre Hände fielen, nie staliert und nur höchst selten gefoltert und verbrannt haben. Sie berührten niemals eine Leiche und warfen die Waffen des Getöteten fort, wenn sie nur eine Spur von Blut darauf sahen. Die heutigen Apachen legen auch niemals Sand mit an, wenn es gilt, ihre eigenen Toten zu begraben, sondern überlassen diese Arbeit stets den Frauen. Die Apachenfrage ist ein höchst bescheidenes Wesen, dessen sittenreines Leben sprichwörtlich ist. Es ist geradezu wunderbar, wie sie es verstehen, mit ihrer spärlichen Bekleidung ihren Körper zu verbergen. Wie viele andere nordamerikanische Indianerstämme sind die Apachen Sonnenanbeter. Die Sonne ist die allmächtige Gottheit, an die sie alle ihre Gebete richten. Wenn sie früher in den Kampf zogen, wenn sie heute Getreide säen, immer rufen sie die Sonne an. Daß sie an ein zukünftiges Leben glauben, beweist auch die Tatsache, daß beim Tode eines Mannes auch sein Pferd getötet und begraben wird und daß ihm Kleidung und Jagdgeräte für ein künftiges Leben mitgegeben werden. Mit den Geistern der Vorfahren stehen sie durch die Medizinmänner in Verbindung, die bei ihnen den stärksten Einfluß ausüben. Daß der Häuptling nur von seinem Volke erwählt ist, dessen sind sie sich sehr wohl bewußt; aber der Medizinmann hat Einsicht in übernatürliche Dinge und erhält seine Macht von Gott. An der Medizinkeule trägt er stets einen Saft mit Amuletten aus Holz von solchen Bäumen, die der Blitz getroffen hat, seltsame Schmuckstücke aus Stein, Muscheln oder Metall, die nie von profanen Händen berührt werden dürfen. Ueberhaupt spielen Vorbedeutungen, Talismane und Amulette noch heute bei den Apachen eine große Rolle. Die Entfaltung eines gewissen Schönheitsfinnes zeigt sich am besten in den Korbarbeiten dieser Indianer. Sie haben nur einen geringen Vorrat von primitiven Formen; aber Form und Material sind dem Zwecke des Korbes gut angepaßt, und die Linien sind schön und symmetrisch. Oft ist der Lastkorb, ohne den eine Apachenfrau nie zu sehen ist, ein kleines Kunstwerk aus grobem Flechtwerk, das mit Diagonalen schön verziert ist. Der Boden ist mit Wildleder bedeckt, und Streifen von demselben Stoff verlaufen nach oben, während

Franzen und senkrechte Streifen von dem flachen oberen Rand herabhängen. Diese Körbe werden von den Frauen an einem Lederriemen, der über die Stirn gelegt wird, auf dem Rücken getragen, oder sie werden an den Sattelnknopf gehängt und nehmen alles mögliche auf, vom jüngsten Kinde bis zu den Lagergeräten. Ihre Handfertigkeit beweisen die Apachen auch an der Wasserflasche, einem dicht geflochtenen Korb, der innen und außen mit Gummi bekleidet ist und die Form einer Vase hat, an flachen schalenartigen Körben für trodrene oder flüssige Nahrungsmittel, die mit Pflanzenstoffen schön gefärbt sind. Die Frauen verfertigen sich auch Perlflechtarbeiten; die Perlen werden auf Schnüre gezogen und um Hals und Handgelenke geschlungen, bis sie mehr wie zoll-dick aufliegen. Die Entwicklung der letzten Jahrzehnte hat die Apachen, Männer wie Frauen, zu guten Arbeitern gemacht. Sie müssen alle selbst für ihren Unterhalt sorgen; die Regierung hält nur möglichst reichliche Arbeit für sie bereit; namentlich beim Wegebau und bei der Anlegung großer Bewässerungsgräben finden sie vielfach Beschäftigung. Das wichtigste bleiben für die Apachen aber die Farmen, auf denen Mais, Korn, Bohnen und Gemüse wachsen. Gute Ernten sind allerdings nur infolge der guten Bewässerung durch meilenweit sich erstreckende Gräben möglich. —

Aus dem Pflanzenleben.

h. Altersschwäche bei Pflanzenarten. Bei verschiedenen Züchtern ist das Gerede von einer Altersschwäche bestimmter Pflanzenarten in letzter Zeit recht modern geworden. Man sah, wie irgend welche beliebten und infolgedessen viel angebauten Blumen- oder Gemüsesorten nach und nach in dem Erntertragnis zurückgingen. Die Ursache zu dieser Erscheinung soll in der Altersschwäche liegen, die man so erklärt: die hier in Betracht kommenden Pflanzenarten werden aus Stecklingen herangezogen, somit stellt jedes Individuum gewissermaßen eine Fortsetzung der Mutterpflanze dar, und eine ganze Serie durch Stecklinge dieser Art herangezogene Generationen sind eigentlich gar keine neuen Pflanzen, sondern lediglich Fortsetzungen der ersten Mutterpflanze oder Teile derselben. Da nun jedem Lebewesen eine bestimmte Lebensgrenze gesetzt ist, so müssen alle diese Teile einer Mutterpflanze nach einer gewissen Reihe von Jahren zugrunde gehen.

Ebenso wie die durch Stecklinge vermehrten Pflanzen nur als direkte Fortsetzungen der Mutter gelten, so werden auch die durch Knollen, Zwiebeln, Teilung, Veredlung oder auf sonstigem vegetativen Wege vermehrte Pflanzen nicht als neugebildete Generationen, als tatsächliche Nachkommen, sondern auch nur als weiterlebende Teile angesehen. Dies gilt z. B. von allen Ragnum-bonum-Kartoffeln, allen Noble-Erdbeeren, allen La France-Rosen, von den verschiedenen Apfel- und Birnensorten und von anderen Pflanzenarten mehr.

Sollten die Züchter, die auf diese Weise das Eingehen mancher Pflanzen erklären, recht behalten, so müßten logischerweise alle Pflanzenarten, die nicht durch Ausfaat, sondern nur auf vegetativem Wege vermehrt werden, über kurz oder lang aussterben bzw. bereits ausgestorben sein; denn wir kennen Pflanzenarten, die schon jahrhundertlang nur durch vegetative Vermehrung erhalten werden, so z. B. die Pfefferminze und die Phramidenpappel. Auch der Umstand gibt zu bedenken, daß die vermehrten Pflanzen in den aufeinanderfolgenden Jahrgängen meist ein solches Alter erreicht haben, das ein einzelnes Exemplar selbst unter den allgünstigsten Lebensverhältnissen auch nie annähernd erreichen würde. Und endlich läßt sich diese Behauptung von der Altersschwäche auch auf feinerer wissenschaftliche Untersuchungen oder Beobachtungen stützen.

Daher hat sich denn gegen die Behauptung der Auf erhoben: Eine Altersschwäche der Pflanzenarten gibt es nicht! Dies scheint in der Tat das Richtige zu sein. Da, wo einzelne Sorten zugrunde gehen, wird man eine andere Ursache als die vorgeschobene suchen müssen. Die Züchter tragen meistens selbst Schuld an dem Eingehen der Pflanzenarten, indem sie durch ein naturwidriges Forcieren der Kulturen die einzelnen Pflanzen schwächen und von solchen geschwächten Pflanzen nun auch noch den Nachwuchs heranziehen. So werden die Pflanzen von Generation zu Generation schwächer, und da ist es doch am Ende gar kein Wunder, wenn derartig mißhandelte Pflanzen kränkelnd und zugrunde gehen. Da, wo man durch ein zweckmäßiges Kulturverfahren für die Anzucht des Nachwuchses nur gesunde und unentkräftete Mutterpflanzen benutz, ist von einer Altersschwäche der Pflanzenarten auch nichts zu verspüren. —

Humoristisches.

— Fachmännisch. „Sie heiraten doch zum erstenmal?“
Kapellmeister: „Nein, da capo!“ —

— Der Mörgler. Wirt (zum Kellner, der eben das Mittagessen für einen Gast holt): „Schmeißen Sie dem Registrator einige tote Fliegen in die Suppe, damit er was zu rasonieren hat, sonst schmeckt's ihm ja doch nicht?“ —

— Sein Fall. Sie: „Rot ist die Liebe, grün die Hoffnung, blau die Treue, gelb der Reib, schwarz die Trauer, weiß die Unschuld — was ist braun, Männchen?“

Er: „Das Bier!“ —

(„Meggendorfer-Blätter.“)